

13. Altmodische Theorien und neue Sprachlosigkeit

Was heißt es, der Politik, der Wissenschaft, dem Journalismus zu vertrauen? Auf diese einfache Frage sind seit den Klassikern der Soziologie ganz unterschiedliche Antworten gegeben worden. Sie hingen stets von (impliziten) Vorstellungen ab, wie sich die oder der Einzelne zur Sozialität verhält. Knapp siebzig Jahre nach Georg Simmels (1900) *Take-off* für emergenztheoretische Vertrauensanalysen legt Niklas Luhmann (2009 [1968]) eine Arbeit vor, die zu einem modernen Klassiker der Vertrauensforschung geworden ist. Im Zentrum der Arbeit steht die These einer Organisationsform der modernen Gesellschaft, die eine effiziente und entlastende, gleichzeitig aber auch unpersönliche und alternativlose Bindung an komplexe Sozialstrukturen behauptet. Die Veröffentlichung von Luhmanns Vertrauens Theorie fällt in die ausklingende Goldene Zeit des Nachkriegskapitalismus, in der das Wirtschaftswachstum der meisten westlichen Staaten noch stabil ist und Unternehmen immense Gewinne erzielen. Zur selben Zeit protestiert die 68er-Bewegung unter anderem gegen prekäre Arbeitsbedingungen (Sozialkritik) und autoritäre Strukturen der Obrigkeit (Künstlerkritik). (Vgl. Boltanski/Chiapello 2013)

Es dauert etwa zwanzig Jahre, bis das Vertrauensthema in den Sozialwissenschaften wiederentdeckt wird. Seit den 1990er Jahren wächst das Interesse daran in zahlreichen Disziplinen rasant an. Anthony Giddens (1990) aktualisiert Luhmanns Systemvertrauenskonzzept, gibt ihm dabei einen psychologischen Anstrich – die abstrakten Systeme werden für Akteure etwas zugänglicher. Unter dem Eindruck gerade überwundener ökologischer und militärischer Weltrisikologien betont er die fatalistischen und bedrohlichen Schattenseiten unhintergebar Systemabhängigkeit – und platziert sie ins Unbewusste der Gesellschaftsmitglieder. Mittlerweile hat der Kapitalismus der Nachkriegsjahre eine erste große Krise überwunden und sich zu einem postfordistischen gewandelt (vgl. Streeck 2013). Öffentliche Sektoren werden privatisiert, das New Public Management schafft auch dort noch (Quasi-)Märkte, wo es eigentlich keine Wettbewerber*innen gibt. In Organisationen werden neue Managementkonzepte umgesetzt, die unter dem Eindruck der Künstlerkritik des 68er-Protests entwickelt wurden. Nun werden Mitarbeiter*innen zur Flexibilität und Selbstgestaltung der Arbeitsabläufe aufgerufen, während gleich-

zeitig sichtbare Hierarchien abgebaut und Entscheidungszuständigkeiten dezentralisiert werden.

Ab der Jahrtausendwende setzt eine regelrechte Vertrauensobsession ein (vgl. Frevert 2013). Sie korrespondiert mit der erhöhten Relevanz, die dem Thema im Alltag zugesprochen wird. Nicht so sehr betroffen vom wissenschaftlichen Aufmerksamkeitsschub ist das systemtheoretische Vertrauenskonzept, in dem Henning (2008) den Denkstil strukturbetonter, harmonischer Theorien des soliden Nachkriegskapitalismus (Luhmann und Habermas) wiedererkennt, welcher im historischen Verlauf sowohl von neoliberaler als auch von kapitalismuskritischer Praxis diskreditiert worden sei. Bestand damals jedoch auf beiden Seiten noch Einigkeit darüber, »[d]ass es diese Strukturen gab, und zwar in übermächtiger, verlässlicher Form« (ebd.: 380), gebe es nun »wenig Anlass zu erwarten, dass die systemische Schließung einer auf Systemvertrauen beruhenden Vergesellschaftung jemals wieder erreicht wird oder dies überhaupt angestrebt ist« (ebd.: 381).

Anfang der Nullerjahre erreichen die Ab- und Umbaumaßnahmen des Wohlfahrtsstaats ihren Höhepunkt – »inaktive« Bürger*innen sollen auf Basis einer disziplinierenden wie freiheitlichen Selbstverantwortungssemantik zur Wettbewerbsteilnahme mobilisiert werden. Die Bankenkrise wird zur Staatsschuldenkrise. Diese mittlerweile dritte Kapitalismuskrise nach dem Zweiten Weltkrieg wird durch die »Politik des Konsolidierungsstaates« (Streeck 2013: 141) überwunden (vgl. ebd.). Das Fortbestehen des *Zombie Neoliberalism* (Peck 2010) kann Beobachter*innen nur noch *befremdlich* (Crouch 2011) erscheinen, derweil kündigt sich ein neuer Schub des *Authoritarian Neoliberalism* (Bruff 2016) an.

Gegenwärtig ist kaum ein anderer Gegenstand so häufig Bestandteil sowohl deskriptiver als auch präskriptiver Aussagen darüber, wie und wodurch soziale Beziehungen möglich sind und möglich bleiben. Die Brisanz des Vertrauens wird nun in sozialen Veränderungsprozessen ganz unterschiedlicher Art gesehen: von der Erosion des sozialen Zusammenhalts (vgl. z.B. Misztal 1996: 3), über Digitalisierungsprozesse (vgl. z.B. Blöbaum 2016b), bis hin zur Krise des Journalismus (vgl. z.B. Otto/Köhler 2018). Der Großteil aktueller Vertrauensforschung ist mittlerweile stark variablenorientiert und kommt ohne Grundlagentheorie aus. Vertrauen wird in einer Black Box des Handelns verstaut, die das interessierende Phänomen erklären soll. Wer die Box doch einmal näher untersuchen möchte, der stößt schnell auf die Luhmann'sche »Schatztruhe« (»treasure trove«, Kroeger 2018), aus der sich vereinzelt bedient wird. Das wohl am häufigsten geborgene Fundstück findet sich bereits auf dem Einband seiner Monographie, nämlich die These, Vertrauen sei ein *Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität* (Luhmann 2009 [1968]). Doch, was lässt sich damit ohne seinen komplexitätstheoretischen Rahmen aussagen (vgl. Kohring 2010: 139)?

Ausschlaggebend für das Dissertationsvorhaben war eine simple Intuition, nämlich die Annahme, »daß es Systeme gibt« (Luhmann 2015: 30) und trotzdem seit ein paar Jahrzehnten folgeschwer behauptet wird, »there is no such thing« (M. Thatcher). Sofern Vertrauen tatsächlich eine viable Beobachtungskategorie der Sozialstrukturanalyse sein sollte, ergeben sich zwei Konsequenzen: Erstens müsste dem Systemvertrauenskonzept eine analytische Schlüsselposition zukommen, um die Sozialintegration im neoliberalen Kapitalismus untersuchen zu können. Zweitens ist diejenige gesellschaftliche Instanz in den Blick zu nehmen, die Vertrauensprozesse gesellschaftsweit beeinflusst: der Journalismus. Die Plausibilitätsprüfung dieser Thesen erfolgte in zwei Schritten.

Zunächst war es nötig, im ersten Teil dieser Arbeit grundlagentheoretisch zu untersuchen, wie sich Systemvertrauen überhaupt in Luhmanns Theoriearchitektur einfügt (Kapitel 2). Bald zeigte sich, dass es Gründe dafür gibt, warum Luhmanns Systemvertrauenskonzept eher selten über den engeren Vertrauensdiskurs hinaus Erwähnung findet. Das Vertrauensthema verweist deutlich auf akteurtheoretische Komponenten seiner frühen funktional-strukturellen Systemtheorie, die der späteren autopoietischen Systemtheorie nicht spannungsfrei gegenüberstehen. Zudem ließ sich nicht beurteilen, ob Systemvertrauen überhaupt Erklärungspotenzial für die Prozesse der Sozialreproduktion hat: Ist Systemvertrauen gleichzusetzen mit dem bloßen Faktum einer Systembedingtheit? Zur Klärung wurden daher Weiterentwicklungen von Luhmanns systemtheoretischer Vertrauentheorie befragt (Kapitel 3 bis 6) – doch auch die zum Teil sehr aufwändigen Theorieumbauten und -ergänzungen der hier besprochenen Autor*innen brachten nicht die erhofften Einsichten (Kapitel 7). Daher erschien es notwendig, eine stärker akteurtheoretisch ausgerichtete Differenzierungstheorie als Grundlage zu nehmen. Schimanks Akteur-Struktur-Dynamik erwies sich als geeignet, um die interessierende Schnittstelle zwischen System und Akteur zu untersuchen (Kapitel 8). Darüber hinaus wurden in seiner Theorie Leerstellen gesehen, die eine Integration des Systemvertrauenskonzepts rechtfertigen. Zu diesem Zweck wurde ein eigenes Vertrauensverständnis sozialtheoretisch entwickelt, das mit Schimanks Minimal-Anthropologie vereinbar ist (Kapitel 8.2.1). Der wichtigste Mechanismus des Vertrauens, die dialektische Aufhebung des basalen Bedürfniskonflikts zwischen Autonomiestreben und Gestaltungsabsicht, wurde dann anhand der Teilsystemprägung gesellschaftstheoretisch untersucht, sodass eine eigene Definition von Systemvertrauen entwickelt werden konnte (Kapitel 9.2). Das Systemvertrauensverständnis wurde mit dem Begriff der Unverfügbarkeit vertieft und es wurden als Antwort auf die erste Leitfrage der Arbeit mögliche Struktureffekte in der Sozialreproduktion genannt, die sich erratischer darstellen, als ursprünglich vermutet (Kapitel 9.3 und 9.4).

Erst auf dieser Basis konnten im zweiten Teil der Arbeit die gegenwärtigen Bedingungen für systemisches Vertrauen exploriert werden, die unmittelbar an die

Leistungen des Journalismus geknüpft sind. Hier war ein Dreischritt notwendig. Zuerst wurden die Strukturen des Journalismussystems vorgestellt. Aus den Formen seiner Publikumsinklusion resultieren die beiden zentralen sozialintegrativen Leistungen des Journalismus: zum einen die Bündelung und Synchronisation von teilsystemischen Personenzugriffen qua Öffentlichkeit, zum anderen die Vermittlung zwischen Konfliktparteien in den Inklusionskämpfen (Kapitel 10.4). Nachdem Journalismus als Eckpfeiler gesellschaftlicher Sozialintegration benannt war, galt es, den dominanten teilsystemischen Personenzugriff der Gegenwartsgesellschaft zu untersuchen. Schimank folgend, nimmt das Wirtschaftssystem den Primat in der funktional differenzierten kapitalistischen Gesellschaft ein (Kapitel 11.1). Sein teilsystemischer Expansionsdrang nimmt in den 1970er Jahren eine neue Qualität an, in der Folge immer mehr Gesellschaftsbereiche kommodifiziert werden. Der neue neoliberale Personenzugriff wurde unter Rücksprache mit den Governmentality Studies in seinen Regierungsrationalitäten, Subjektivierungsweisen und Sozialtechnologien dargestellt (Kapitel 11.3 bis 11.5). Menschen sollen sich durch die neoliberale Subjektivierung als unternehmerisches Selbst begreifen, das eigenverantwortlich handelt und ständig seine eigene Wettbewerbsfähigkeit erhöht. Im Schlusskapitel des zweiten Teils wurden die Argumentationsstränge der Arbeit zusammengeführt. Die Möglichkeit systemischen Vertrauens wurde daran geknüpft, ob die Inkludierten im Exklusionsbereich Bewegungsfreiheit innerhalb einer gesellschaftlichen Unbestimmtheitslücke haben (Kapitel 12.1), die von teilsystemischen Deprivationserfahrungen ausgenommen ist. Mit dieser und den weiteren Voraussetzungen für Systemvertrauen geriet der Journalismus als gesellschaftlicher Vertrauensintermediär in den Fokus (Kapitel 12.2), der auch als Objekt des Systemvertrauens eine große sozialstrukturelle Bedeutung hat (Kapitel 12.3).

Der Forschungsstand zur Qualität der Berichterstattung über soziale Ungleichheit wurde aufgearbeitet, das Resümee fiel gerade in Hinblick auf den Finanz- und Wirtschaftsjournalismus ernüchternd aus. Angenommen wurde, dass der Journalismus nicht nur von Ökonomisierung betroffen ist, sondern auch aktiv zur wirtschaftssystemischen Kolonisierung seines Publikums beiträgt, indem er die neoliberale Invisibilisierung sozialstruktureller Zusammenhänge reproduziert (Kapitel 12.4.1 bis 12.4.3). Die Konsequenzen fallen derzeit auf ihn zurück – in Form grassierender Sozialpathologien des Autoritarismus und der Anomie (Kapitel 12.4.4).

Die vorliegende Arbeit war von der Grundthese geleitet, dass die aktuell drängendsten Gegenstände der Journalismus- und Vertrauensforschung miteinander in Verbindung stehen und nur in ihrer gesellschaftlich-historischen Verfasstheit begriffen werden können. Um die hier vermuteten Zusammenhänge sichtbar zu machen, musste in großen Argumentationsschritten vorgegangen werden. Eine solche Vorgehensweise reißt unweigerlich Lücken in der Beweisführung auf, insbesondere wenn zwischenzeitlich Analyseebenen gewechselt werden, ohne dass die Übergänge ausführlich thematisiert werden. Diesen Problemen sollte durch eine

möglichst homogene Theoriesprache sowie methodologischen Hinweisen an den besonders kritischen Stellen begegnet werden. Die Argumente im zweiten Teil der Arbeit haben zudem an einigen Stellen die Nähe zur empirischen Forschung gesucht und profitieren selbst von Daten einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung. Damit sollte die Plausibilität der Thesen gestützt und ihre Empiriefähigkeit angedeutet werden.

Die Studie verfolgte nicht den Anspruch, ein abgeschlossenes Theoriegebäude zu präsentieren oder fertige Schablonen für empirische Untersuchungen zu liefern. Es ging darum, ein grundlagenfundiertes Beschreibungsangebot für aktuelle Phänomene systemischen Vertrauens zu liefern. Die angestoßene Forschungsrichtung kann sowohl grundagentheoretisch als auch gegenwartsdiagnostisch weiterverfolgt werden. Grundagentheoretisch ist die Rolle des Systemvertrauens in den Strukturdynamiken weiter zu untersuchen, denn die Arbeit konnte lediglich die Ausgangslage einer vertrauensvollen Teilsystemstrukturprägung in der initialen Situationsdeutung eines Akteurs behandeln. Über den weiteren Prozessverlauf, etwa in Hinblick auf die Synthetisierungsprozesse öffentlicher Meinung, ist damit noch nicht viel gesagt. Ein Stichwort in diesem Zusammenhang ist der Mechanismusbegriff, der nicht nur ein Platzhalter für die Wirkungsweise des Vertrauens ist, sondern einen eigenen methodologischen Hintergrund mitführt. Mechanismische Erklärungen können darüber informieren, wie rekursive Prozesse im Sozialen angestoßen werden (vgl. Bunge 2010; Luhmann 1966) und dadurch beispielsweise neue Sozialstrukturen aus wiederkehrenden Akteurkonstellationen emergieren (vgl. Mayntz 2017; kritisch Kaven 2010). In Akteurkonstellationen werden zudem auch die anderen Analyseebenen strukturbezogenen Vertrauens (Organisations- und Konstellationsebene) eine große Rolle spielen, die in dieser Weise nicht näher thematisiert wurden (s. Kapitel 8.2.2). Schimanks Theoriearchitektur bietet sogar Anschlussmöglichkeiten an psychologische Handlungserklärungen, die noch unterhalb dieser Ebenen liegen (vgl. Kron/Winter 2009). Aus den genannten Gründen wurde in der Arbeit jedoch die Aussagenreichweite einer Aussagentiefe vorgezogen – dieses Vorgehen steht auch im Einklang mit dem Zweck, den Schimank in seiner Differenzierungstheorie sieht (vgl. Schimank 2005b: 24f.). In gegenwartsdiagnostischer Absicht empfiehlt es sich, die konkreten Zuschreibungsprozesse näher zu untersuchen, die Akteure zur Verantwortungsübernahme verleiten sollen. Ein Ausgangspunkt kann Luhmanns (1991b) *Soziologie des Risikos* sein, in der er sich vom individualistischen Zuschnitt des Risikobegriffs verabschiedet, welcher noch seine Vertrauensstheorie prägte. Er zeigt hier, dass Gefahren- und Risikowahrnehmung sowie Entscheidungsverantwortung im Allgemeinen von kommunikativen Zuschreibungsprozessen abhängen.

Wie sich gezeigt hat, zielen die neoliberalen Regierungsrationalitäten darauf, Fremdreferenzen als Selbstreferenzen zu begreifen. Durch die »*Negierung von funktionaler Differenzierung*« (Schimank/Volkman 2017: 75; Herv. i. O.) werden teilsys-

temische Leitorientierungen (Wahrheit, Gesundheit, Seelenheil etc.) nicht nur als zweitrangig diskreditiert, vielmehr ist vor dem Hintergrund zunehmender Ökonomisierung zu befürchten, dass sie es auch tatsächlich werden. In Schimanks Terminologie ausgedrückt: Wenn die Träger der Akteurfiktionen diese nicht mehr im Gang halten, verlieren sie den Status der *self-fulfilling prophecies* und damit ihre handlungsinstruktive Prägewirkung. Dies würde nichts Geringeres als das Ende der funktional differenzierten Gesellschaftsform bedeuten (vgl. Schimank/Volkmann 2017).

Aus Sicht der Argumentation steht die Vertrauenskrise moderner Institutionen in einem sehr engen Zusammenhang mit der Krise des gesellschaftlichen Vertrauensintermediärs Journalismus. Bei näherem Hinsehen ist das schon immer seltene Systemvertrauen allerdings nur die Spitze des Eisbergs. Wer sich Vertrauen, ja überhaupt eine Beziehung wünscht, muss erreichbar sein. Lässt sich der Journalismus weiter auf die neoliberale Systemsprache ein, wird er seine eigene Sprache verlieren.